Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 10 (1920)

Heft: 37

Artikel: Eine Heilstätte für alkoholkranke Wehrmänner

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640535

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

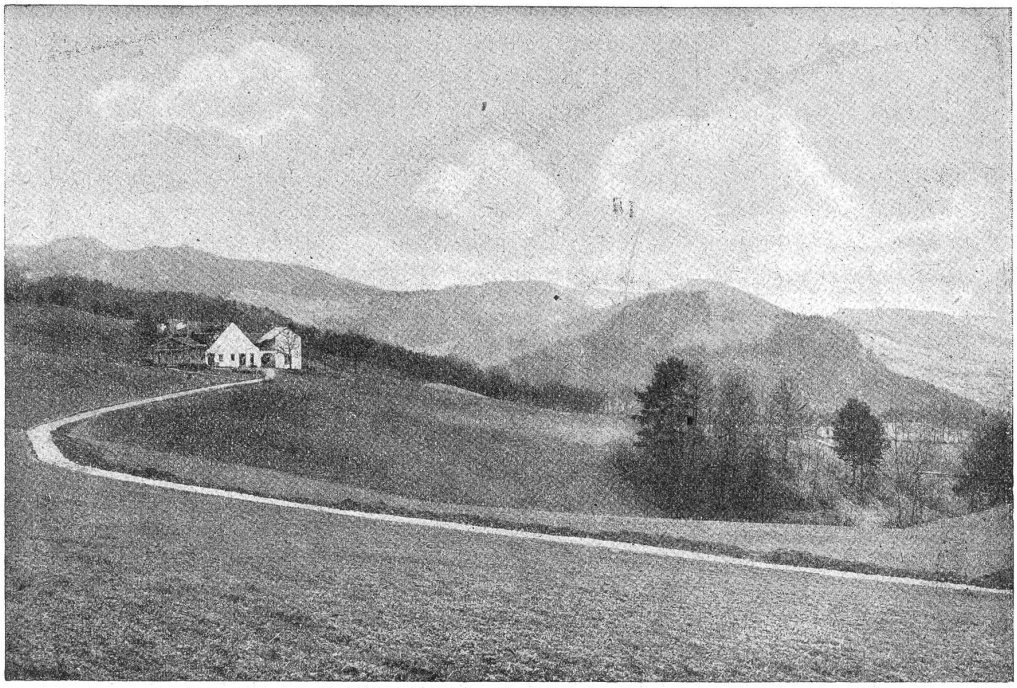
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Der „Walten".

Sie trug ein Kleid von schwarzem Baumwollsammet, einen roten Shawl und ein rundes graues Hütchen mit einer Feder. Diese Erscheinung bestach ihn plötzlich, und als sie nun ihm schweigend die Hand gab und ihn mit einem wehmütig tröstenden Blick ansah, da vergaß er vollends, daß er jemals über diese Person gelacht; vielmehr fand er sich sogleich trefflich in die Weise hinein.

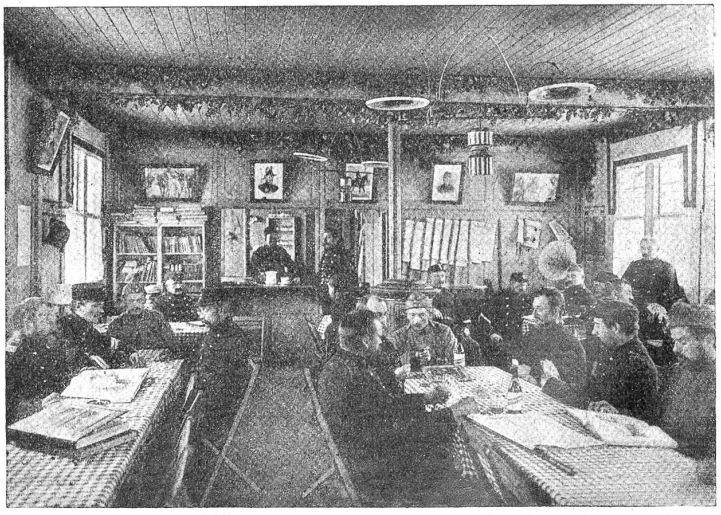
(Fortsetzung folgt.)

Eine Heilstätte für alkoholkranke Wehrmänner.

Der Alkoholismus ist eine Krankheit, beim Individuum sowohl wie in der menschlichen Gesellschaft. Es brauchte jahrzehntelanger intensiver Aufklärung der Oeffentlichkeit durch die Alkoholforschung und durch die Antialkoholbewegung, um diese Tatsache Gemeingut werden zu lassen. Wie man früher etwa die Epileptiker als vom Teufel Besessene behandelte und wie man die Irrsinnigen in dunklen Kellern ankettete, als ob sie ihren unglücklichen Geisteszustand selbst verschuldet hätten, so hat man — und tut es gelegentlich noch immer — den Alkoholiker mit der ganzen Härte der öffentlichen Meinung für seine Sucht verantwortlich gemacht. Heute weiß man, daß sehr oft erbliche Belastung zur Trunksucht führt. Sie kann von einem Teil der Eltern übernommen sein, kann aber auch über Generationen zurückgehen — die Sünden der Väter werden bestraft bis ins dritte und vierte Geschlecht. Es brauchen dabei nicht immer Alkoholsünden im Spiele zu sein. Jede Sünde gegen die Natur, d. h. gegen die Gesundheit, kann hereditäre Schwächung bewirken, die unter gewissen Umständen Alkoholismus auslöst. Die persönliche Verantwortlichkeit für sein Handeln wird ein sittlicher Mensch nicht von sich weisen; er wird auch ererbte Schuld mit Ergebung und dem Bewußtsein der Notwendigkeit tragen; denn „jede Schuld rächt sich auf Erden". Und die Erkenntnis von der Immanenz des Sühnebegriffes mit jeder schlechten Handlung wird sein Gewissen schärfen auch den kommenden Generationen gegenüber. Welcher Vater, der seine Kinder liebt, wird deren Leben leichten Herzens mit väterlicher Schuld belasten?

Aber gutem Willen steht leider die Tatsache der menschlichen Schwäche gegenüber. „Wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms...." Einen Teil der Verantwortung muß die Gesellschaft mittragen helfen. Namentlich diesen armen Geschwächten muß sie soviel wie möglich abnehmen. Sie kann es tun, indem sie die gesellschaftlichen Zustände ändert, die den zum Alkohol Veranlagten zum Trunke verführen. Man entfernt ja auch sorgsam Zündhölzchen, schneidende Instrumente, geladene Schußwaffen, Giftfläschchen aus dem Bereiche des spielenden Kindes. Die Alkoholgeschwächten aber haben den gleichen schwachen Willen der Versuchung gegenüber wie die Kinder. Darum verhindert man, daß sie mit dem Alkohol in Berührung kommen. Es gibt kein anderes Heilverfahren für die Alkoholkranken, als die Enthaltung.

Die Heilstätten für Alkoholiker bedienen sich keiner andern Methode. Stärkung des Willens durch Arbeit, Belehrung und Gewöhnung an alkoholfreie Lebensweise ist ihr Ziel. Würde diese Methode auch nach der Entlassung aus der Heilstätte fortgesetzt, würden die ehemaligen „Pensionäre der Nüchtern" nicht auf Schritt und Tritt durch die Wirtshaus- und Trinkbräuche ihrer Umgebung in Versuchung geführt, so müßten 99 Prozent und nicht nur 30 und 40 Prozent der Alkoholiker von ihrer Krankheit geheilt werden. Der Alkoholismus ist in erster Linie eine Gesellschaftskrankheit. Die heutigen Trinksitten gefährden auch die kräftigen Menschen; diese gerade darum besonders, weil ihnen die



Inneres der Soldatenstube.

feinen, den körperlich Schwachen gegebenen Hemmungen fehlen, weil sie den Wein „vertragen", und weil sie, ohne es zu merken öfter, ja permanent, das „zulässige Maß" überschreiten und ihre körperliche und moralische Gesundheit herabmindern; dabei — und dies führt dann zu dem Gesellschaftsalkoholismus, den die Vereinigten Staaten eben durch ihre Prohibitionsgesetze überwunden, und unter dem die europäischen Völker heute noch leiden — dabei wird die künftige Generation so geschwächt, daß sie in vermehrtem Maße widerstandsunfähig wird, nicht nur gegenüber dem Alkohol, sondern auch allen andern Kulturgiften gegenüber.

Es ist ein erfreuliches Zeichen des Fortschrittes, daß diese Auffassung von der Natur des individuellen Alkoholismus und von der Behandlung, die einzig zu seiner Heilung führt, von den maßgebenden Militärbehörden unseres Landes geteilt werden. Schon während des Kriegsjahres 1915 verließ man die bisher geübte Methode, notorische Alkoholiker so oft „schuldig werden" zu lassen, als bis das Maß voll war, um sie dann mit Schimpf und Schande als Untaugliche aus dem Heere auszustoßen und sie „ihrer Pein", d. h. der meist unfehlbaren vollständigen Versumpfung im bürgerlichen Leben zu überlassen. Man sonderte sie rechtzeitig aus dem Heere aus und kommandierte sie ab auf ein einsames Gehöfte auf dem „Walten", einem Bergrücken zwischen dem Wisenberg und Belchen im Kanton Baselland. Hier machten sie eine regelrechte Heilkur durch nach der Methode der „Nüchtern", bei Arbeit, Belehrung und Selbstbesinnung und natürlich bei strengster Enthaltung von Alkoholika, die zum Glück für diese Juraeinsamkeit in unerreichbarer Ferne lagen.

Anfangs mochte die Versetzung ins „Detachement Walten", d. h. in den Pachthof „Oberdietisberg", von wo aus unter den angedeuteten veränderten Umständen ein strenger Militärdienst (Befestigungsarbeiten am Hauenstein) fortgesetzt wurde, als Strafe betrachtet worden sein. Als aber im Januar 1916 der damalige Stabssekretär der Fortifikation Hauenstein, Herr Leutnant Buchter aus Zürich, ein überzeugter langjähriger Abstinent, die Leitung des Detachements übernahm, und zwar im Bewußtsein der hohen Aufgabe, die damit verbunden war — denn es galt, kranke Menschen zu heilen und sie zu tüchtigen Bürgern zu machen — da bekam der „Walten" einen andern und bessern Ruf. Im Laufe des Jahres wurden die primitiven Unterkunftsverhältnisse auf dem Oberdietisberg durch die Zuweisung des Soldatenhauses „Woodrow Wilson" wesentlich verbessert. Der Dienstbetrieb wurde jedes Strafcharakters entkleidet. Die tägliche Arbeit war wie in jedem andern normalen Militärdienst eingerichtet. Fünf Tage Befestigungsarbeiten, ein Tag Einzelausbildung, Sonntag ein Ruhetag. Renitenz wurde durch freundlichen Zuspruch des Leutnants beseitigt.

Herstellen des eigenen Gemüsegartens.

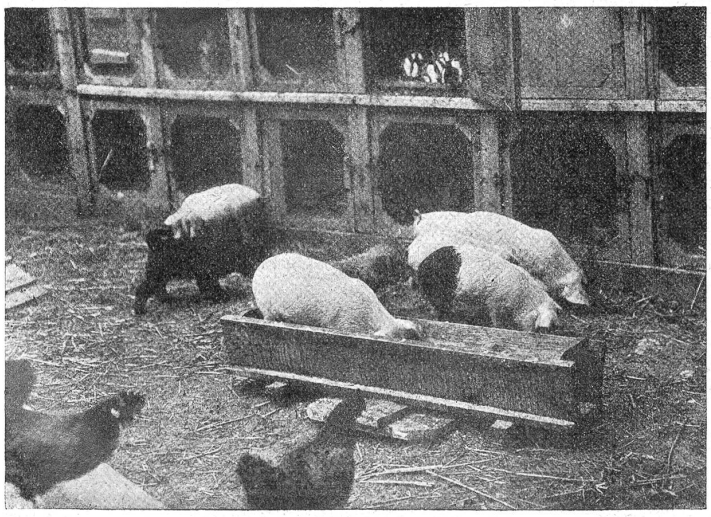
In der ersten Zeit seines Bestehens rekrutierte das Detachement „Walten" seine Leute bloß aus den Reihen der Hauensteintruppen; später erhielt es seine „Pensionäre" auch aus andern Truppenteilen. Im Frühjahr 1918 wurde es dem Fürsorgechef der Armee, Herrn Oberst Feldmann, unterstellt und am 23. April erfolgte die provisorische Uebersiedlung nach la Sauge bei Cudrefin am Neuenburgersee.

Die höchste Frequenz hatte das Institut mit 78 Mann im März 1917, die Durchschnittsbesatzung betrug 40 Mann. Die Erfolge des Unternehmens, wenn auch nicht meßbar, waren derart günstige, daß sich in leitenden militärischen Kreisen die Ueberzeugung befestigte, daß die Einrichtung auch in Friedenszeiten fortdauern sollte. Die zum Studium dieser Frage eingesetzte Kommission suchte und fand im „Götschihof" am Albis, in der Nähe des Türlersees, ein Gut, das sich mit Vorteil für diesen speziellen Zweck einrichten ließ. Dem Militärdepartement wurden aus dem Nationalspende-Fonds Fr. 350,000 zum Ankauf des Hofes zur Verfügung gestellt. Dieses beabsichtigte indessen nicht, den „Götschihof" von sich aus zu betreiben. Die Initianten gründeten deshalb eine Gesellschaft, die sich als „Körperschaft" im Sinne des Art. 60 des Z. G. B. diese Aufgabe übertragen ließ.

Durch Beschluß vom 17. Februar 1920 hat der Bundesrat die Gesellschaft „Heilstätte für alkoholkranke Wehrmänner" und ihren Plan, das Detachement Walten in der angefangenen Weise fortzuführen, vorläufig für drei Jahre genehmigt.

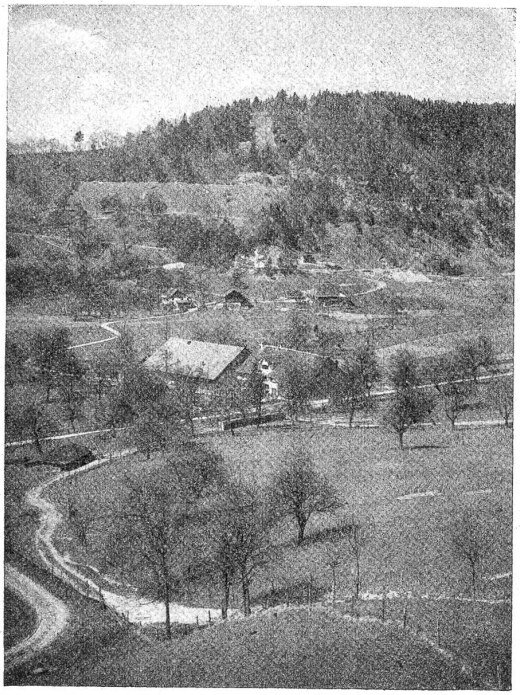
Der Bund übernimmt den Gradsold der Insassen, die Barbesoldung des Kommandanten und gewährleistet die Militärversicherung. In die Heilstätte „Götschihof" können Wehrmänner des Auszuges und der Landwehr, vorläufig 20—25 an der Zahl, aufgenommen werden. Die Aufnahme soll wenn immer möglich, auf freiwillige Anmeldung hin erfolgen. Voraussetzung des Gelingens ist natürlich die Mitarbeit des Einheitskommandanten, der Aerzte und der Gemeindebehörden, auch nach der Entlassung aus der Heilkolonie.

Das Werk bedarf der werktätigen Unterstützung der weitesten Volkskreise. Da es ein gemeinnütziges Werk ist und das Wohl der Armee, aber in erster Linie das der gefährdeten Wehrmänner und ihrer Familien im Auge hat, so verdient es diese Unterstützung auch im weitgehendsten Maße. Wir empfehlen die diesbezügliche Bitte des Vorstandes der Gesellschaft, an dessen Spitze Herr Oberst i. Gst. Feldmann, Alpeneck-



Kleinviehzucht.

straße 1, Bern, steht, aufs wärmste der Beherzigung unserer Leser. Die von der Gesellschaft verfaßte orientierende Broschüre, der wir die Angaben über das Detachement Walten und die Illustrationen entnehmen, wird jedem Interessenten gerne zugesandt. H. B.



Der Götschihof von Osten

Von Lötschen nach dem Lago Maggiore.

Reisebriefe von Emil Balmer.

(Fortsetzung.)

Die Siebenschläfer kamen endlich angerückt. Wir nahmen im Refektorium noch eine Erfrischung ein. Nicht ungern hätten wir auch dort das Mittagsmahl eingenommen, weil es so verheißungsvoll spretzelte und duftete aus der Hospizküche. Unser Ziel war aber Binn; wir hatten also noch einen gehörigen Weg vor uns und zogen weiter auf der schönen Straße. Es kamen nun die Felsengalerien und Lawinenverbauungen. Ueber die Felsen herab spritzt in unzähligen Bächen die Milch vom Kaltwassergletscher! Eine Reisegesellschaft kommt des Weges. Es sind einige ältere Herren mit ihren Frauen und Töchtern. Man grüßt, ein Wort gibt das andere — der eine Herr entpuppt sich als ein ganz berühmter Alpinist, und es dauert keine zwei Minuten, so ist man schon fast verwandt miteinander. „Chömet der vo Bärn?" — „Ja" — „Mir si vo Thun" — „Ah so" — „Chennet der öppe der Herr Soundso" — „Ja natürlech, das isch ja üse Gusäng" — „Eh also!" — So plauderten wir zusammen, wünschten uns gegenseitig frohe Reise, und weiter ging's. „Es wott aber e luschtige Summer gäh" — das Liedchen ging gut zum Marschieren — dann nahmen wir noch andere aus dem grünen Büchli, und ehe wir's ahnten, waren wir schon in Berisal. Da hieß es, es sei eine Alp beim Saflischpaß gesperrt, und wir müßten einen Umweg machen, um ins Binntal zu gelangen. Dolf und Köbeli trauten der Sache nicht recht, und da es überdies aus schweren Föhnwolken zu tropfen anfing, zogen sie vor, direkt nach Brig zu gehen. Am nächsten Morgen wollten wir uns dann in Fiesch wieder treffen. Wale und ich wollten es nämlich dürestiere, ins Binntal zu kommen. Und wir machten einen großen Umweg um die angeblich verseuchte Alp, kamen nach einem steilen Aufstieg ins einsame Steinental, folgten dort einem ausgetrockneten Wildbachbett und erklommen so direkt den Sauerrück. Das war ein heißes Stück Arbeit, das wir in der Glut des Hochsommertages leisteten. Als wir aber oben waren, da sah ich zur großen Freude drüben am Berg einen schönen Saumpfad — es war der Saflisch. Und um sechs Uhr abends waren wir auf der Paßhöhe angekommen. Vor uns lag das friedliche, weltverlassene Binntal. Ofen- und Blindenhorn glänzten im Abendsonnenschein. In höchster Zufriedenheit ruhten wir auf der Höhe aus, tranken den letzten Schluck Kaffee aus der Feldflasche und wollten eben hinab ins Tal, da erreichte uns das Unheil. Hinter Felsen hervor krochen zwei bewaffnete Bauern, kamen auf uns zu und hießen uns umkehren. Ich gab das Spiel nicht sofort verloren, sondern stürmte noch eine Zeitlang mit ihnen. Als aber alles Bitten und Lügen nichts abtrug, schickten wir uns ins Unvermeidliche. Wir lobten am Ende noch ihre Pflichttreue und gingen im besten Frieden auseinander. Wir wollten ja schließlich nicht schuld sein, wenn die achthundert Rinder auf den Alpen des Binntales die Seuche bekämen, obschon ich sehr zweifle, daß sie deshalb verschont bleiben. Es ist halt leider Gottes nicht möglich, die Seuche durch diese Maßnahmen festzuhalten. — So ganz vergebens war zwar unsere Anstrengung nicht gewesen. Die Mühe wurde herrlich belohnt durch den wunderbaren Abend. In harmonisch weichen Linien gleiten die blauen Berghänge hinab ins Tal, wo silbern die Rhone blinkt. Drüben aber hinter dem Simplon leuchten nochmals auf im Alpenglühn die Mischabel, die Monte Rosa und alle ihre Vasallen. — Der Abstieg über rauhes Gestein und gschliferige Grasbänder war dann richtig mühsam und kam einem in die Beine. Als wir beim Vernachten endlich bei der Ganterbrücke die Simplonstraße erreichten, da hätte ich gerade so die nötige Bettschwere gehabt. Jetzt sah ich gerade vor mir am Straßenrand den zwölften Kilometerstein. Mit unverwüstlichem Humor machten wir uns auch hinter dieses letzte Stück und liefen die Strecke in wenig mehr als einer Stunde ab. Daß ich totmüde war, merkte ich erst als ich auf dem hellerleuchteten Dorfplatz von Brig still stand. Vor den Hotels und auf den Trottoirs saß und promenierte viel Volk, worunter recht viele elegante Fitzer. Einem bin ich sogar auf die Lackschuhe getrappet und habe ganz vergessen, mich zu entschuldigen. — Nun mußten wir uf alls ufe noch die Gendarmerie suchen, denn wir wollten uns vergewissern, ob der Nufenenpaß für Touristen noch frei sei. Die hohe Polizei mußten wir in verschiedenen Cafés suchen, und als wir sie endlich erwischten, da bekamen wir gleichwohl keinen deutlichen Bescheid.

Bei Wales Verwandten wurde ich durch einen herrlichen Kaffee aufgeklepft. Unser Gastgeber handorgelte dazu so wunderschön und — man sollte es nicht für möglich halten nach den Strapazen des Tages — wir haben noch getanzt am selben Abend! Heute morgen, als ich am Bahnhof die Billette nach Ulrichen löste, kamen Dolf und Köbeli daher. Die waren nämlich gestern am Simplon oben eingeschlafen und hatten den Zug nach Fiesch verfehlt. — So waren wir vier wieder beisammen und fuhren das ganze Goms hinauf und sangen den halben Röseligarten durch. Heute kam ich im Eginental zu der Hütte, wo ich vor fünf Jahren übernachtet bin. Damals war die Hütte leer und ich fand mit Giovanni ein sauberes Lager. Diesmal war der Senn da, und ich habe ihm endlich das Logis bezahlen können. Du weißt ja, daß ich nicht gerne Schulden habe! — Von der Nufenenpaßhöhe sieht man Walliser-, Berner-, Tessiner- und Bündneralpen auf einmal. Himmelhoch ragt das Finsteraarhorn in die blaue Luft. — Im Bedrettotal sahen wir überall die verheerenden Spuren der Lawinen des letzten Jahres. Die wenig charakteristischen Dörfer sind jetzt von hohen Schutzmauern umgeben. — Hier in Ossasco, wo wir